

WERKS-ZEITUNG

der Ruhrstahl Aktien-Gesellschaft
für die Werke

Witten, Hattingen, Gelsenkirchen, Oberkassel, Annen, Brackwede HH



9. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet.

28. Dezember 1934

Zuschriften sind zu richten an
Ruhrstahl Akt.-Ges., Heinrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung.

Nummer 26

Herausgegeben im Deutschen Institut für Nationalsozialistische Technische Arbeitsforschung und -schulung
in der Deutschen Arbeitsfront



Im Hammerwerk

Photo: H. Diebetrau

Allen Widerständen zum Trotz, denen das aufstrebende neue Deutschland in der Welt begegnet, hat uns das zur Reize gehende Jahr 1934 außen-, innen- und wirtschaftspolitisch manche Erfolge gebracht. Voll Zuversicht treten wir über die Schwelle des neuen Jahres.

In zähem Ringen werden die wirtschaftlich katastrophalen Folgen der verblendeten Politik der Nachkriegszeit allmählich überwunden. Millionen deutscher Volksgenossen, die in den letzten Jahren das seelische und wirtschaftliche Elend der Arbeitslosigkeit zu tragen hatten, haben wieder Arbeit und Brot gefunden. Das danken wir dem Führer und seiner von dem verewigten Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg berufenen Regierung.

Auch in unserem Werk haben wir die frohe Gewißheit, daß es wieder aufwärts geht. Zahlreiche Neueinstellungen sind im Laufe des letzten Jahres erfolgt. Im Geiste treuer Werksverbundenheit, wie er der Tradition der Ruhrstahl A.-G. entspricht, schaffen Arbeiter der Faust und Arbeiter der Stirn erfolgreich am gemeinsamen Werk.

Ich danke allen Gefolgschaftsmitgliedern, die arbeitsfreudig und pflichtgetreu an ihrem Posten wirken, und grüße die dem Werk in treuer Gemeinschaft verbundenen Kameraden der Arbeit zum Beginn des Jahres 1935 mit zukunftsfrohem

Glückauf und Heil Hitler!

Dirksen

Der erste Schritt zum wahren Frieden

Am 13. Januar tritt das deutsche Volk an der Saar an die Urne, um sich für die Rückkehr zur Heimat zu entscheiden. Wir brauchen über das Bekenntnis, das ein gewalttätig vom Reiche getrennter und in unerschütterlicher Treue zu seinem Volkstum bewährter deutscher Gau ablegen wird, keine großen Worte zu machen. Wir wissen, daß uns der 13. Januar ein Bekenntnis zum Deutschtum bringt, wie wir es uns inniger und stärker gar nicht ausdenken vermögen. Denn die alles mitreißende, alles erhebende Woge der nationalsozialistischen Revolution hat an der künstlich errichteten Grenze des „Saargebiets“ nicht haltgemacht; sie hat dort die deutschen Menschen in den Bergwerken, in den Hütten, in Stadt und Land genau so erfasst wie uns selbst. Sie hat ihnen allen wieder Mut gegeben, sie hat ihnen gezeigt, wie stolz wir darauf sein können, uns Deutsche zu nennen; sie hat die künstlichen Schranken der Klassen und Stände aufgehoben und hat alles mit dem alten, wehrhaften deutschen Geiste erfüllt, der sich selbst vor dem erbittertsten Feinde nicht beugt.

Das Deutschtum an der Saar hat unenolisch Schweres hinter sich. Fünfzehn Jahre lang haben es die Beauftragten des „Völkerbundes“ zugelassen, daß die französische Grubenverwaltung durch wirtschaftlichen Druck, durch Zwangsmaßnahmen aller Art, durch Drohungen und feinst ausgeklügelte Maßnahmen die ihr unterstellten deutschen Arbeiter ihrem Volkstum abgespenstig zu machen versuchte. Diese Verwaltung hat es meisterhaft verstanden, das eiskalte, volksfremde, sich hinter gleisnerischen Worten verbergende romanische „Recht“ gegen deutsche Menschen auszuspielen, die keine andere Waffe besaßen als den moralischen Mut ihres Bekenntnisses zum Deutschtum.

Niemals wurden die Schlingen und Fallstricke des eiskalten römischen Rechts raffinierter gelegt als nach der deutschen Erhebung: das Saargebiet wurde der Tummelplatz der Emigranten — jener Menschen, denen der Landesverrat Beruf und der Kampf gegen alles Deutsche Geschäft war; aber gerade deswegen sah die „Regierungskommission“ diese Elemente als geeignet an, als Polizeikommissare und höhere Beamte den Kampf gegen Deutschland mit anderen Mitteln fortzusetzen.

Die Bevölkerung an der Saar hat diese Zustände mit wahrhaft beispielloser Manneszucht ertragen. Je näher der Bestimmungstag rückte, um so ärger wurden die Provokationen, um so größer wurde aber auch die Ruhe derjenigen, die sich zum Deutschtum bekennen. Denn inzwischen haben sich die Verhältnisse grundlegend gewandelt: die nationalsozialistische Regierung Deutschlands ist zum Vorkämpfer des europäischen Friedens geworden, indem sie den Grundlag der Gleichberechtigung, der nationalen Ehre und der völkischen Wehrhaftigkeit zur Richtschnur ihres Handelns machte. Nur durch diese entschlossene und mutige Haltung hat sie es zuwege gebracht, daß die Gegner Deutschlands nicht mehr machen, was sie eigentlich wollen: auch sie müssen die unveräußerlichen Rechte achten, die ein großes und stolzes Volk niemals preisgibt. Weil heute diese Rechte des deutschen Volkes selbst von seinen erbittertsten Gegnern anerkannt werden müssen, darum ist auch mit einer loyalen Handhabung der Saarabstimmung zu rechnen.

Die „Regierungen“ des versunkenen Systems hätten dies nie und nimmer erreicht, und so läßt sich auch die vorzeitige Rheinlandräumung und die Saarabstimmung keineswegs miteinander vergleichen. Damals handelte es sich höchst eindeutig um ein Handelsgeheimnis, wobei das Prestige gegen Schuldscheine ausgetauscht wurde, während es sich heute um die Erfüllung abgeschlossener Verträge durch den Gegner handelt. Die Saarabstimmung liefert das erste Beispiel dafür, daß unsere früheren Feinde eine ihnen nicht restlos günstige Bestimmung des Versailler Diktats zu erfüllen gedenken, während sie sonst — man denke nur an die „Abrüstung“ — alle die Bestimmungen grundtätlich verleugneten, die ihnen Verpflichtungen auferlegten: der Übermut eines waffenstarrten Gegners war stärker als das Gefühl für das Recht! Somit können wir in der Tatsache der Saarabstimmung die ersten Ansätze einer Rückkehr zur Ehrlichkeit

erblicken. Für keinen vernünftigen Menschen in Deutschland hat es je einen Zweifel gegeben, daß die Saar deutsch ist. Das Märchen von den 150 000 Saarfranzosen, das bei den sogenannten Friedensverhandlungen in Versailles eine so große Rolle gespielt hat, ist längst als klügelich ersonnene Zwecklüge entlarvt. Franzosen sind selbst nicht jenes erbärmliche, verschwindend kleine Häuflein von Kommunisten und Emigranten, die gegenwärtig von der Saar her gegen Deutschland hetzen. Das deutsche Volk an der Saar hat es niemals begreifen können, daß sich die Regierung des Saargebiets dieser Menschen so besonders betont annahm. Aber das deutsche Saarloch hat auch dies mit Disziplin ertragen. Es ist bis heute trotz aller politischen Erregung und trotz aller Herausforderungen nicht ein einziger Fall vorgekommen, wo Deutschgesinnte ihre Gegner auch nur belästigt hätten. Um so unbegreiflicher ist es, daß der Hohe Kommissar des Völkerbundes, Herr Knor, internationale Polizeistreitkräfte für die Zeit der Abstimmung ins Land geholt hat; aber vielleicht kann man annehmen, daß er die Abstimmung gegen das kommunistische Verbrechergesindel und gegen den Emigrantenabschaum zu schützen beabsichtigt? Denn Deutsche werden sich niemals eines Verstoßes gegen die Abstimmungsdisziplin schuldig machen. Dabei wäre es durchaus verständlich gewesen, wenn es angesichts der Unterdrückung des Deutschtums zu Gefühlsausbrüchen und Übergriffen gekommen wäre. Wer die Aufrufe und Erlasse des deutschen Saarbollmännchens, des Gauleiters Bündel, auch nur einigermaßen aufmerksam gelesen hat, wird und muß sich darüber klar sein, daß unbeherrschten Heißspornen ganz energisch Zügel angelegt worden sind. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die Regierungskommission nicht das leiseste Wort der Anerkennung für die Bemühungen deutscherseits gefunden hat, die Aufrechterhaltung der Ordnung unter allen Umständen zu sichern. Wir müssen und können fordern, daß auch die andere Seite ebenso für Disziplin sorgt. Es geht nicht an, daß ausgesprochenen Deutscheinden, die zudem noch eine verschwindende Minderheit darstellen, alle Übergriffe nachsichtig verziehen werden. Die Art und Weise, wie die Abstimmungskommission anlässlich des Falles Roserbed die — gelinde gesagt — Verfehlungen der französischen Propaganda übersieht und für die deutsche Abwehr auch nicht das geringste Verständnis aufbringt, sollte zu denken geben. Die Disziplin, die man von uns fordert, muß auch von unsern Gegnern verlangt werden. Wir legen keinen Wert darauf, daß uns die Völkerbundsbehörden Liebe entgegenbringen, aber

was wir verlangen dürfen und müssen, ist sachliche Gerechtigkeit.

Die Saarabstimmung ist das Symbol des europäischen Friedens geworden. Sie ist uns der Prüfstein dafür, ob unsere früheren Gegner gewillt sind, die einfachsten Gebote der Gerechtigkeit anzuerkennen oder nicht. Die deutsch-französischen Vorverhandlungen in Rom haben gezeigt, daß sich bei beiderseitigem guten Willen ein Ausgleich finden läßt. Man braucht nur daran zu erinnern, mit welcher Erleichterung das Ergebnis dieser Verhandlungen in allen Ländern aufgenommen wurde. Wenn die Saarabstimmung loyal durchgeführt wird, dann wird dies den gewaltigsten Schritt zur wirklichen Befriedung Europas darstellen, der seit Kriegsende vollzogen wurde. Heute weiß das Ausland, daß Deutschland das Versailler Diktat als planmäßige Fortsetzung des Krieges ansehen mußte. Wir haben unserer Friedensbereitschaft so oft Ausdruck gegeben, daß wir nun auch von der Gegenseite Verständnis und Vertrauen erwarten dürfen.

Nur noch Tage trennen uns von der Wiedervereinigung mit unseren Volksgenossen an der Saar. Wir möchten ihnen, die vor dem feierlichen Bekenntnis zu ihrem Volkstum stehen, schon jetzt unser Willkommen entgegenrufen, und wir möchten ihnen Dank sagen für die unerschütterliche Treue, die sie in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands dem Vaterlande gehalten haben. Deutschland kämpft um den Frieden, und der 13. Januar ist in diesem Kampfe das erste entscheidende Ereignis. Wir wollen und müssen siegen, denn an unserm Siege hängt das Schicksal Europas!

Deutsch ist die Saar



Blick auf Saarbrücken

Holzschnitt von Ragimund Reimesch

Rasse und Erbgut des deutschen Menschen

Früher beschäftigten sich nur wenige mit der Rassenfrage des Menschen. Man interessierte sich für Pferde- und Hunderassen, aber welcher Rasse man selber angehörte, war ohne Bedeutung. Heute beschäftigt man sich mehr mit dieser Frage. Man hört so viel von arischer Abstammung. Mancher behauptet stolz, daß er von germanischer oder deutscher Abstammung wäre. Es gibt aber keine deutsche Rasse; denn das deutsche Volk besteht größtenteils aus einem Gemisch mehrerer Rassen. Man unterscheidet in Deutschland sechs Haupt-rassen:

1. Die nordische Rasse; 2. die ostische (alpine) Rasse; 3. die dinarische Rasse; 4. die osteuropäische (ostbaltische) Rasse; 5. die fälische Rasse; 6. die westische Rasse.

Der nordische Blutsanteil an der deutschen Erbmasse beträgt etwa 50 Prozent. Jedoch sind nur 6 bis 8 Prozent der Bevölkerung rein nordischer Abstammung. Der nordische Mensch ist groß und schlank, hat breite Schultern, schmale Hüften, helle Haut- und Haarfarbe, blaue und blaugraue Augen, schmale Lippen, schmale, spitzantige Nase, schmalen, langen Schädel. Er ist sehr zurückhaltend, zähe und tatkräftig im Willen und Streben, mit Sehnsucht in die Weite bis zum schwärmerischen Idealismus, ist eigenwillig bis zum Einspännertum, besitzt schöpferische Kraft und ist unternehmungsfreudig. Er ist der geborene Führertyp.

Die ostische Rasse. Herkunft aus dem Osten. Blutsanteil an der deutschen Erbmasse etwa 20 Prozent. Der Körperbau ist gedrungen, untersekt. Niedriger, breiter Wuchs, kurze Gliedmaßen, Schädel als Rundkopf ausgebildet, breites Gesicht, stumpfe breite Nase, Kinn breit und verschwommen, braune Haarfarbe sind die besonderen Merkmale. Er ist sparsam und sehsaft, fleißig und beharrlich, hat Neigung zur ruhigen, satten Bürgerlichkeit. Er ist der Typ des Gefolgsmannes, ist anbiederungsfreudig und gemütlich.

Der Blutsanteil der dinarischen Rasse beträgt etwa 15 Prozent. Hochbeinige, schlanke, derbnochige Gestalt, Kurzkopf mit schmalen, faltigem Gesicht, Hinterhaupt ohne Auswölbung nahezu aus dem Nacken aufsteigend, Adlernase, Kinn derb und massig, großer Mund. Seelenhaltung: Rauheit, Tapferkeit, Kühnheit, Selbstbewußtsein bis zur

Prahlerei, kriegerischer Sinn, leicht aufbrausend und rauschlustig. Typischer Vertreter dieser Rasse ist der Bayer.

Die osteuropäische (ostbaltische) Rasse. Blutsanteil etwa 8 Prozent. Gedrungener, untersekt. Wuchs, großköpfig, breitschultrig. Schädel rundlich, absteigende Backenknochen, Nase flach (Sattelnase), Kinn stumpf, Haare schlicht und aschblond. Das Seelenleben ist unausgeglichen: schwankende Stimmung von tiefer Schwermut bis zur fanatischen Inbrunst und wilden Ausgelassenheit. Vertreter dieser Rasse ist der Russe.

Die fälische Rasse ist mit etwa fünf Prozent im deutschen Blut vertreten. Sie ist von hoher, breiter, wuchtiger und schwerer Gestalt, hat kurzen Hals, breite Schultern und Hüften, breites Gesicht, kräftige Nase und breite, blaue bis stahlgraue Augen, helle Haut, blondes, dichtes Haar. Entsprechend wuchtige Seelenhaltung: gutmütig und seelenvoll, standhaft, unerschütterlich und gediegen, verlässlich, gewissenhaft und treu oft auch verschlossen und starrköpfig. Vertreter dieses Typs ist der Bauer aus dem Minden-Ravensbergischen.

Die westische Rasse ist nur mit etwa 2 Prozent vertreten. Sie hat geringe Körpergröße, ist zierlich, schlank und ebenmäßig gebaut, besitzt längliche, schmale Schädelform, schmales, weiches Gesicht, zurückgewölbte Stirn, weich gerundetes Kinn, dunkle Augen, bräunliche Haut, weiches, dunkelbraunes bis schwarzes Haar, rasches Temperament, wenig ausgeprägten Willen, ist unbeständig, leidenschaftlich, leicht erregbar, aber liebenswürdig und gesellschaftlich und sehr äußerlich eingestellt. Diesen Typ vertritt der Franzose oder Südländer.

Aus dieser Zusammenstellung könnte man seine Rassezugehörigkeit erkennen. Man muß jedoch bedenken, daß sich nur ein kleiner Teil auf beschränktem Gebiet reinrassig erhalten hat, während etwa 85 Prozent der deutschen Bevölkerung aus einem Gemisch dieser Rassen besteht. Wer sich aber die Hauptmerkmale einprägt und seinen Blick in dieser Beziehung schult, kann bald ein Ueberwiegen dieser oder jener Rasse feststellen. Man muß aber auch die seelische und geistige Einstellung in Betracht ziehen. Zwischen der äußeren Erscheinung und der inneren Haltung bestehen gesetzmäßige Beziehungen. Erst aus dem Ganzen kann man einen Schluß ziehen.

G. Riemer



Photo: H. Liebetrau

Jedes Ding an seinen Ort, erspart nebst Zeit manch' hartes Wort!

In französischer Kriegsgefangenschaft

Kriegsgefangene bauen eine 25 km lange Wasserleitung

Von Fritz Feilke, Bl. Heinrichshütte

(3. Fortsetzung statt Schluß)



Frühjahr 1917. Herrliches, warmes Wetter hatte den strengen und äußerst kalten Winter vertrieben. Unsere ausgemergelten Körper, die durch den Frost sehr gelitten hatten, erholten sich wieder unter den wärmenden Strahlen der Sonne, die neuen Mut und Lebenskraft spendete. Das Werk, auf dem ich arbeitete, hatte sich wohl um das Doppelte vergrößert, weshalb auch der Wasserverbrauch bedeutend stieg. Da die liegende Leitung nicht genügend Wasser heranzuführen konnte, hatte sich die Wertsleitung entschlossen, eine weitere Leitung legen zu lassen. Das Werk lag, wie ich schon in einem der früheren Aufsätze erwähnte, dicht an der See. Da jedoch das Seewasser nicht gebraucht werden konnte, mußte die Leitung bis zu den etwa fünfundzwanzig Kilometer entfernten Süßwasserquellen geführt werden. Die Arbeiten sollten bereits im Februar beginnen, mußten aber infolge des frostreichen Winters bis in das Frühjahr verschoben werden. Die Rohre waren zum Teil schon auf der Strecke angefahren. Die Leitung der Arbeiten hatte eine Pariser Firma. Diese schickte einen Ingenieur nebst drei Zivilarbeitern nach hier, welche die Facharbeiten ausführen sollten. Die Ausbachtungsarbeiten sowie das Legen der Rohre sollten die Kriegsgefangenen ausführen. Das betraf also uns.

In den ersten Tagen des Aprils wurde mit den Arbeiten begonnen. Fünf- und dreißig Gefangene, unter denen auch ich mich befand, begannen am Fuße des auf dem Werksgelände stehenden Wasserturmes, den Graben in 1,70 Meter Tiefe und ein Meter Breite auszuheben. Der leitende Ingenieur, ein großer, stattlicher Mensch, entpuppte sich als ein Deutschensprecher erster Güte. Eben hatten wir mit den Arbeiten begonnen, als er auch schon losbrüllte. Wir arbeiteten ihm viel zu langsam, wenn wir nicht schneller arbeiteten, wären wir in zwei Jahren noch nicht fertig, das Legen der Leitung müßte aber bis zum Ende des Jahres erledigt sein. Wir lachten ihn aus und erklärten ihm, daß wir bestimmt kein Interesse daran hätten, die Leitung so schnell wie möglich

fertigzustellen, unsere Gedanken lägen auf einem ganz anderen Gebiete als die seinen. Wir wären doch Deutsche und nicht dazu da, die französische Industrie auf die Höhe zu bringen, oder ihnen daran mitzuhelfen, den Krieg zu gewinnen. Wie er nun sah, daß er mit uns nicht so umspringen konnte wie er gern wollte, griff er zu einem andern Mittel, uns klein zu kriegen. Abend für Abend ließ er einige Kameraden einsperren, er hoffte, mit dieser Maßnahme etwas erreichen zu können, doch sah er sich hierin bald getäuscht. Je mehr Strafen er verhängte, desto weniger arbeiteten wir, alle hielten wieder zusammen wie Pech und Schwefel. Nun versuchte er es auf eine andere Weise, uns zu schnellerem Arbeiten zu bewegen. Eines Morgens ließ er uns antreten und durch den Dolmetscher folgendes bekanntgeben: „Ich habe mich entschlossen, die Arbeitsverhältnisse neu zu regeln. Von heute ab muß jeder Gefangene fünf Meter Graben fertigstellen, wer dieses nicht macht, wird am Abend eingesperrt. Am nächsten Tage hat er dann außer den fünf Metern das, was am Tage vorher liegen blieb, fertigzumachen. Wird er wieder nicht fertig, erfolgt weitere Bestrafung, bis ich alle so weit habe; fünf Meter Graben ist das Mindeste, was ich verlangen muß, das kann auch von jedem geleistet werden. Sollten schlechte Bodenverhältnisse vorkommen, so werde ich hierauf Rücksicht nehmen. Nun mache ich euch noch einen besonderen Vorschlag: Wer außer den fünf Metern noch freiwillig zwei Meter mehr ausbachtet, also sieben Meter pro Schicht, bekommt von mir neben seiner Löhnung (welche zwanzig Centimes pro Tag betrug), ein Franc, den ich jeden Abend ausbezahlen werde. Ueberlegt euch jetzt mein Angebot, wenn ihr damit einverstanden seid, laßt es mich wissen, bei den fünf Metern bleibt es bestimmt. Wenn ihr bei mir als Zivilarbeiter tätig wäret, müßtet ihr täglich zehn bis zwölf Meter ausbachten, folglich werdet ihr doch wohl mit den sieben Metern fertig werden.“ Ein Kamerad, der im Zivilberuf Erdbauer war, meinte, daß das Angebot nicht schlecht sei und daß die sieben Meter bei einigermaßen gutem Boden wohl zu leisten wären. Sollte der eine oder andere im Anfang nicht so mitkommen, dann sollten diejenigen, denen es besser von der Hand ginge, ihnen mithelfen, mit der Zeit würde es dann schon klappen. Eine Bedingung müßten wir allerdings noch stellen, man sollte uns ein besseres Essen geben, damit wir körperlich auf der Höhe blieben. Wir waren uns bald einig. Der Dolmetscher ging zu ihm, sagte, daß wir bereit seien, er müßte aber für ein besseres Essen sorgen, er versprach, sich darum bemühen zu wollen. Nun bekamen dreißig Mann je sieben Meter zugewiesen, fünf Mann aber stellte er zurück, auch ich war dabei. Er sagte zu uns, daß er uns zum Legen der Rohre benötige. Wenn ihr fünf eure Arbeit gut macht,

Neujahr auf dem Lande

Abgesehen von einer Silvesterfeier in einem Lokal in der Stadt, die mit Abendessen und Wein, Musik und Tanz abgehalten wird, sieht heute die Familie bei Grog und Punsch und erwartet das neue Jahr im Familienkreis und unter Bekannten. Zur Not gibt es noch Badwerk, besonders den bekannten Berliner Pfannkuchen.

Frühere Bräuche und Sitten, wobei recht oft Unsitte unterlaufen, die trotz allem aber eine gewisse Ursprünglichkeit zeigen, erhalten sich am längsten im Dorf. Der Zuzug fremder Elemente zur Stadt hat alte Bräuche verwischt und sie vergessen gemacht. Um einige dieser, vielfach zu Mißbräuchen ausgewachsenen Gewohnheiten, wie das unsinnige Neujahrsschießen, ist es nicht schade, denn mancher abgeschossene Daumen an der Hand eines kräftigen Bauern aus dem Münsterlande oder vom Niederrhein, war ein bleibendes Andenken an einen unglücklichen Schuß in der Neujahrsnacht.

In den Dörfern gab es früher ein anderes Leben beim Jahreswechsel als heutzutage. Schon früh am Silvesterabend (Altjahr) setzten sich die Männer um den Kartentisch, in dessen Mitte die Flasche mit „Münsterländer“ oder „Alaren“ stand. In fast jedem Dorf gab es eine Brennerei, die den Trunk lieferte. Und nun ging es los. Unter den Bauern gab es wahrhafte Spielratten, die beim Kartenspiel und Schnaps bis zum Morgen des neuen Jahres saßen. Mit heißen Köpfen wurde ein Solo nach dem andern gespielt und mit den Knöcheln auf den Tisch geklopft, daß die Schnapsgläser tanzten. Am Niederrhein tranken die Frauen den sogenannten „Wachtmeister“. Ein Weinglas voll Würfelzucker war mit Schnaps übergossen, und nun wurden die Zuckerstücke einzeln aus dem Glase gelöffelt. Das alles gab eine recht gute Stimmung.

Anders die Burschen. Vom Söller, aus der Bodenkammer und anderen abgelegenen Räumen holte man die Gewehre von anno Tobak, die von Rost überzogen, Modelle vorsintflutlicher Art darstellten. Nicht selten saß in so einem alten Vorderlader noch ein alter Schuß, der mal nicht losgegangen war. Der mußte dann zunächst heraus. Da konnte man tatsächlich oft von Selbstmord sprechen. Aber auch für solche Fälle mußte man Rat. Das Schießeißen wurde an Baum oder Zaun festgebunden und an dem Abzug ein langer Bindfaden befestigt. Die Bauernburschen saßen in

Dedung und zogen nun ab. Wenn so ein alter Schuß dann losging, so ging oftmals auch das Gewehr dabei in seine ursprünglichsten Bestandteile zurück; es flog in tausend Stücke. Außer diesen sogenannten Gewehren, den „Vorderstoppern“ gab es noch Vorderladepistolen, die vielfach ebenso gefährlich waren. Tatsächlich wurde auf den Dörfern das Schwarzpulver zentnerweise verschossen. Dann kamen die

neumodischen Revolver und wer so ein Schießeißen besaß, war ein Mordskerl. Die Behörden haben aber bald dem Geknalle ein Ende gemacht; trotzdem wird auf dem Dorfe das Neujahrsschießen wohl nie ganz aufhören.

Die Kleinsten hielten sich am Neujährchen schadlos. Äpfel, Nüsse und Badwerk wurden in Mengen verzehrt. Es gab gerollte Waffen und Neujahrskugeln, je nach der Gegend. Die Bällchen aus Kuchensteig mit viel Korinthen waren eine Delikatesse und werden am Niederrhein auf dem Lande heute noch gerne dem vorgelegt, der das neue Jahr „anwünscht“. Das Schnäpschen am Neujahrsmorgen erfreut sich sowohl im westfälischen wie im rheinischen Dorfe auch noch der alten Beliebtheit. Dieses Beglückwünschen zum Jahreswechsel, Anwünschen des neuen Jahres, hat sich auf dem Lande allgemein erhalten und ist unter Verwandten und in der Nachbarschaft das beste Ueberbleibsel von allen Neujahrbräuchen aus früherer Zeit.

Nachbarschaft auf dem Lande ist etwas, was es in der Stadt nicht mehr gibt. Notnachbarn stehen sich in jeder schweren Lage bei und sind auch dazu verpflichtet. Bei einem Todesfall treten die Nachbarn, die hierzu besonders verpflichtet sind, zusammen und waschen die Leiche und fleiden und fargen sie ein. Das ist Nachbarschaft im wortwörtlichsten Sinne, die bis zum Tode hält. Wenn am Neujahrstage die Nachbarschaft sich beglückwünscht, so bekräftigt sie damit ihre Verbundenheit für das nächste Jahr. Wer dieses nachbarliche Verhältnis auf dem Lande kennt, versteht das Sprichwort: „Ein guter Nachbar ist mehr wert als ein schlechter Verwandter!“

Was man zutiefst in seinem Herzen besitzt, was mit uns verbunden ist in jedem Gedanken und Gefühl..., das kann man nicht verlieren.

Ludwig Ganghofer



Photo: H. Liebetrau

Ordnung und Sanberkeit — dazu sei stets bereit!

bekommt auch ihr jeden Abend einen Franc von mir. Ihr werdet den drei Zivilisten zugeteilt, die werden euch anlernen und mit dem Legen der Rohre vertraut machen. Sie da“, dabei zeigte er auf mich, „werden die Rohre nachsehen, ob sie keine Risse haben. Ich werde Sie dafür verantwortlich machen, wenn gesprungene Rohre in den Graben kommen, es stellt sich beim Abdrücken der Leitung heraus, ob Sie gut aufgepaßt haben.“

Hierauf brachte er uns zu den Zivilisten, mit denen er wohl schon alles besprochen hatte. Das waren freundliche Menschen, es waren Flamen, die 1914 beim Einrücken der deutschen Truppen in Flandern nach Frankreich geflüchtet waren. Ich konnte mich gut mit ihnen verständigen und bin immer bestens mit ihnen ausgekommen. Unsere Handwerkszeuge waren ein kleiner zweirädriger Holzkarren, zwei Traghölzer nebst Tauen. Die Hölzer werden zu beiden Seiten in ein Rohr gesteckt, das Rohr angehoben und auf die Karre gelegt. Dann nahm ich einen kleinen Hammer und klopfte das Rohr damit ab. Hatte das Rohr einen Sprung, so gab es einen dumpfen Klang, ich ließ das Rohr als unbrauchbar zurücklegen, war es aber einwandfrei, dann ließen wir es mit Striden in den Graben gleiten. Jedes Rohr war fünf Meter lang, der Durchmesser betrug 200 Millimeter. Hatten wir nun eine Reihe Rohre gelegt, wurden sie ineinandergesteckt, in den Muffen mit Teerstriden umwickelt und die Stride mit stumpfen Werkzeu gen festgestampft. Dann vermaßen die Zivilisten die Muffen mit Blei, welches ebenfalls gut verstemmt wurde. Hatten wir nun 500 Meter Rohrleitung gelegt, wurde die Leitung auf eine gewisse Atmosphärenzahl abgedrückt. War die Leitung dicht, stand der Druckmesser, war sie undicht, so sank der Zeiger ab. Die Leitung wurde nachgesehen, und bald hatten wir die undichte Stelle gefunden. Der Schaden wurde behoben, dann nochmals abgedrückt und, wenn alles in Ordnung war, der Graben wieder zugeworfen. Die Arbeiten gingen bei dem guten Wetter schnell voran. Wir bekamen jeden Abend einen Franc ausbezahlt, und alle waren zufrieden. Weiter enteilte die Zeit. Der Weg zur Arbeitsstätte wurde mit jedem Tage länger. Da entschloß sich die Werksleitung, uns umzuquartieren. Wir kamen ins nächste Dorf in eine ausseräumte Scheune zu liegen. Die Unterkunft war nicht schlecht, die Arbeitsstelle in der Nähe, und wir hatten etwas Abwechslung in unserem eintönigen Dasein.

Allmählich neigte sich der Sommer seinem Ende zu, es trat sehr schlechtes Wetter ein. Der ausgehobene Graben stand voll Wasser. Der saße Lehm klebte an Spaten und Schuhen. An vielen Stellen stürzte der Graben ein, und nur langsam kamen wir vorwärts. Der Chef ließ Handpumpen und lange Gummistiefel kommen. Er stellte auch noch ein Duzend Floßisten ein. Auf diese Weise

hoffte er, die Arbeiten bis Ende Januar beenden zu können. Wir Rohrleger hatten in dem Morast schwer zu kämpfen, verdreht von oben bis unten, nah bis auf die Haut, trochen wir in den verpfachten und halbeingestürzten Gräben herum. Endlich hatten wir wieder eine 500 Meter lange Strecke zum Abdrücken fertig. Der Verschlussdeckel wurde aufgeschraubt und die Leitung abgedrückt. Der Zeiger des Druckmessers sank immer wieder nach unten, die Leitung war undicht. Wir suchten die Strecke ab, doch in dem Schlamm und Dreck war durchaus nichts festzustellen, wir konnten die schadhafte Stelle nicht finden. Sollte ein gesprungenes Rohr dazwischen sein? Ich war mir keiner Schuld bewußt. Vielleicht war beim Herunterlassen der Rohre in den verschlammten Graben ein Rohr auf Steine gefallen und dabei gesprungen oder eine Muffe war schlecht verstemmt worden. Wir aber konnten uns keiner Nachlässigkeit erinnern. Am ersten Tage war der Chef ziemlich ruhig, am zweiten Tage wurde er nervös, am dritten Tage aber packte ihn die Wut, er schimpfte und fluchte. Wir suchten und suchten immer wieder in dem Dreck herum, fanden aber nichts. Allmählich hatten wir das Suchen satt. Mißmutig, nah und bredig standen wir auf dem Grabenrand. Keiner hatte noch Lust, in dem Schlamm herumzuwaten. Auch die mit uns arbeitenden Zivilisten waren schlecht gelaunt. Der Chef bot demjenigen, der die schadhafte Stelle fände, zehn Francs als Belohnung. Nun ging das Suchen wieder los, doch selbst die zehn Francs brachten es nicht zuwege, die Stelle zu finden.

Der Chef wurde immer wütender, er schrie uns an und raufte seine roten Haare, doch alles half nichts, die schadhafte Stelle wurde nicht gefunden. Er wurde ungerecht, schob mir die Schuld zu und bezeichnete mich öffentlich als Saboteur. Er sagte, ich hätte mit Wissen und Willen ein gesprungenes Rohr legen lassen, um das Vorwärtsschreiten zu erschweren, ich alleine wäre schuld, ich wüßte ganz genau, wo das Rohr läge, ich hätte absichtlich die Moraststrecke dazu benutzt, Sabotage zu verüben. Er hätte mich schon länger im Verdacht gehabt; wenn ich bis zum Abend die schadhafte Stelle nicht bezeichnete, ließe er mich einsperren. Zunächst hörte ich mir die ungerechten Vorwürfe mit Ruhe an, doch als er immer wieder diese falschen Anschuldigungen hinausbrachte, drehte ich den Spieß um. Ich sprang vor ihn hin und verbat mir mit erregten Worten sein Verhalten mir gegenüber. Die Kameraden aber rissen mich zurück, sie versuchten, mich zu beruhigen. Es war gut so, sonst hätte ich mich unendlich gemacht. Er aber rief einen Wachmann und befahl ihm, nicht von meiner Seite zu gehen. Er nahm sein Rad und fuhr ins nächste Dorf, um mich zu melden, damit ich eingesperrt würde. Dann war Feierabend. (Fortsetzung folgt)

Wie ein Franzose über die deutsche Kolonialbewegung denkt

Zu der vor einiger Zeit in Kiel stattgefundenen Deutschen Kolonialtagung nahm lektin ein bekannter französischer Schriftsteller, Jean Bassac, in einem in mehreren französischen Zeitungen veröffentlichten Aufsatz ausführlich Stellung. Wir bringen diese bemerkenswerten Ausführungen auszugsweise, soweit sie für uns von besonderem Interesse sind. Der Franzose schreibt u. a.:

„Diese Tagung hat einmal bewiesen, wie der „koloniale Geist“ lebendig geblieben ist im deutschen Volk. Sie hat es uns ermöglicht, sehr nützliche Angaben darüber zu bekommen, was die Berliner Regierung in dieser Frage beabsichtigt und welche organisatorischen Versuche in den ehemals deutschen Schutzgebieten unternommen wurden ...

In Südwestafrika genießen 1500 deutsche Kinder, aus denen später ebenso viele deutsche Kolonisten werden, gegenwärtig deutschen Unterricht in zufriedenstellendem Maße. Aber es gibt noch eine große Anzahl, die dieses Vorzugs nicht teilhaftig werden können, und zu deren Gunsten hat man in Kiel einen vernehmlichen Appell erhoben. In Ostafrika war Ende 1919 auch nicht mehr ein einziger Deutscher. Nach und nach sind — besonders seit 26 — 3000 deutsche Pflanzler und Kaufleute dorthin zurückgekehrt, um sich wieder niederzulassen, und bilden heute einen festen Kern und tätigen Mittelpunkt deutscher Kultur. Sie haben bisher fünf Schulen erbaut, zu denen sich demnächst eine sechste gesellen wird, die man im Gebiet des Kilimandscharo errichten und zum Mittelpunkt der deutschen Erziehung des ganzen Gebietes machen will.

Auch die wirtschaftlichen Gesichtspunkte sind eingehender Betrachtung wert. Ein Viertel der Produktion des ganzen Gebietes kommt gegenwärtig von den deutschen Pflanzern, deren wirtschaftlicher Einfluß sich unaufhörlich weiterentwickelt. Es ist diesen Pflanzern gelungen, neue Kulturen ins Land einzuführen, wie z. B. die des Tees und Kaffees, die zu den schönsten Erwartungen berechtigen. Diese Erfolge aber werden in Berlin mit größter Anteilnahme beachtet. Überall findet man wieder das gleiche große Geschick zur Organisation, das wir schon kennen und das uns fast immer fehlt. Dieser ernstesten Arbeit, diesen folgerichtigen und ausdauernden Anstrengungen eines Volkes, das keine überseeischen Besitzungen mehr hat und sich trotzdem dazu aufrafft, diejenigen Gebiete in ihrem Wert zu heben, auf die ehemals sein Einfluß sich erstreckte, kann von uns wahrhaftig nur mit Neid die Tatsache gegenübergestellt werden, daß unsere ersten Schritte in dieser Richtung viel zu häufig den Charakter eines reinen Augenblinseinfalles zur Grundlage haben. — Immer hat es bei uns in Frankreich an einem weitsehenden Gesamtplan gefehlt und an methodischer Verwirklichung. In allen Gebieten, über denen unsere Flagge weht, hat man kurzfristige Augenblicksarbeit geleistet. Diese sträfliche Nachlässigkeit bildet übrigens die Erklärung dafür, daß wir nichts Großes aus unseren Kolonien gemacht haben, daß sie

vielmehr Quellen unproduktiver Ausgaben statt wirkliche Hilfsquellen für unser Land darstellten. Deutschland zeigt uns augenfällig, was „kolonialer Geist“ erreichen kann, wenn er klug unterstützt, angefeuert und aufrecht erhalten wird durch die öffentlichen Gewalten und geeignete besondere Maßnahmen. Es gilt für uns, Lehren zu ziehen aus den Ergebnissen der Kieler Kolonialtagung und aus dem lebhaften Echo, das diese Tagung in Deutschland gefunden hat. Ein Beispiel, das der Nachahmung wert ist ...“

Zunächst sind diese teilweise sehr offenherzigen Ausführungen des Franzosen Bassac darum von Wichtigkeit, weil sie eine vielleicht unbeabsichtigte, aber eben deshalb um so wertvollere einzige Widerlegung der Kolonialschuldfrage darstellten. Denn man kann schlechterdings nicht die kolonialisatorischen Fähigkeiten des deutschen Volkes als im höchsten Grad nachahmenswert hinstellen, ohne damit die Behauptung von der Unfähigkeit der Deutschen, zu kolonisieren, Lügen zu strafen. Daß uns der Franzose die zähe Beharrlichkeit neidet, sich schwersten Widerständen zum Trotz dennoch durchzusetzen, eine Eigenschaft, die er bei seinen Volksgenossen wohl mit Recht vermisst, glauben wir ihm ohne weiteres. In einem Punkt allerdings sieht der Franzose — vielleicht bewußt — falsch. Die Welle der Erkenntnis kolonialer Notwendigkeiten, die heute durch das deutsche Volk geht, ist bestimmt keine von der „Berliner künstliche“ Entrüstung, welche etwa gar eroberungslustigen Beweggründen entspringt, sondern kommt vielmehr aus der klaren Erkenntnis, daß Deutschland zulässliche überseeische Wirtschaftsprovinzen in eigener Hoheitsverwaltung dringend braucht.

Die besondere Natur der gegenwärtigen deutschen Kolonialbewegung, die eine ohne amtliche Bevormundung aus dem Volk gewachsene Bewegung ist, legt ihren Trägern und Kämpfern selbstverständlich auch erhöhte Verpflichtungen auf, die sie nur erfüllen können in der festen Überzeugung, daß am Ende eines Abschnitts ihrer Arbeit der Tag steht, an dem dem Dritten Reich auch auf kolonialem Gebiet die Gleichberechtigung geworden ist, die ihm gebührt.

Daß Deutschland Kolonien genau so notwendig braucht, wie irgendeine andere Macht, darüber hat der Führer und Reichskanzler nicht den geringsten Zweifel gelassen. Er hat im Vertrauen auf das

gute Recht des deutschen Volkes klipp und klar erklärt, daß die Wiedererlangung seiner geraubten Kolonien für Deutschland niemals die Frage eines Krieges sei, sondern immer nur auf dem Weg friedlicher Verhandlungen gelöst werden könne.



Deutsche Soldatengräber in Ostafrika

Der Name Tanga steht auf den Ruhmesblättern der deutschen Geschichte. In dreitägiger Schlacht hat hier der damalige Oberfeldherr von Lettow, der die Heldenschar der waffenfähigen Deutschen Ostafrikas und der ihm stets treuen Askari im ganzen Kriege führte, den zahlen- und waffenmäßig achtmal überlegenen englischen Feind im Herbst 1914 so gründlich geschlagen, daß dieser kopflos geflohen ist und zunächst von jedem weiteren Angriff absehen mußte. Erst als die Engländer nach Monaten mit erheblich überlegenen Streitkräften gegen die deutschen Stellungen vorgingen, war auch Tanga nicht mehr zu halten. Durch das Versäulen Dittat ist Deutschland um die Frucht jahrzehntelanger Arbeit gebracht. Seine in der Verteidigung deutschen Bodens gefallenen Söhne ruhen heute in einem englischer Verwaltung unterstellten Gebiet. Aber die Heimat hat sie nicht vergessen.



Landschaft in Südwestafrika

Warum Luftschutz?

Von großem Interesse für jedes Gefolgschaftsmitglied dürfte der Aufbau eines Werksluftschutzes sein.

Die Grundlage jeder Luftangriffs-Abwehr ist die rechtzeitige Erkenntnis vom Herannahen der feindlichen Flugzeuge. Infolge der hohen Geschwindigkeit der modernen Bombenflugzeuge, die im Durchschnitt mit mindestens 200 Kilometer je Stunde anzusehen ist, sind größte Anforderungen an die Leistungen des Flugmeldedienstes zu stellen.

Hierzu ist über das ganze Reichsgebiet ein Flugmeldenez gezogen, bestehend aus Flugwachen, die in regelmäßigen Abständen und an besonders gefährdeten Stellen aufgebaut sind. Diese Flugwachen haben die Aufgabe, jedes Flugzeuggeräusch sofort dem Flugwachkommando, mit dem sie unmittelbar telephonisch verbunden sind, zu melden. Wenn irgend möglich, sind Flugrichtung und Zahl der Flugzeuge anzugeben. Diese Meldung gibt das Flugwachkommando nach Auswertung an die im gleichen Hause untergebrachte Warzentrale weiter. Die Warzentrale hat nun die Aufgabe, die gefährdeten Orte, größere Werke und auch die benachbarten Flugwachkommandos zu benachrichtigen. Dieser ganze Vorgang spielt sich in wenigen Sekunden ab. Besteht für einen Ort Luftgefahr, ertönt der örtliche Luftschutz-Alarmdienst ein. Die Alarmierung der Bevölkerung sowohl als auch der Werksangehörigen geschieht nun durch besondere Sirenen.

Bei Fliegeralarm tritt sofort völlige Verdunkelung des Werkes ein. Die erste Art der Verdunkelung, sogenannte herabgehakte Beleuchtung, tritt bereits bei Einberufung des Reichsluftschutzes ein.

Hier sei nochmals darauf hingewiesen, daß die Verdunkelung bei Nachtangriffen von besonders hohem Werte ist und unter Umständen mehr Schutz bietet als die beste aktive Abwehr.

Die Tagesbelegschaft begibt sich unverzüglich in die für sie bestimmten Schutzräume.

Die Belegschaft unter Tage bleibt an ihrer Arbeitsstelle. Alle Mitarbeiter der aktiven Belegschaft (Arbeitstrupps) erscheinen auch nachts, wie ihnen vorgeschrieben, in den Schutzräumen und halten sich für einen Einatz bereit.

Diese Arbeitstrupps einschl. Sanitätstrupps sind über das Werk verteilt und stehen mit dem Werksluftschutzleiter in telephonischer Verbindung. Der Werksluftschutzleiter bestimmt im allgemeinen den Einatz der einzelnen Arbeitstrupps. In besonderen Fällen, wie beim Verlegen der Telefonleitung, muß der Truppführer auch selbständig handeln können. Von seiner Maßnahme hat er in diesem Falle dem Werksluftschutzleiter durch Läufer baldigst Meldung zu erstatten.

In Maschinenzentralen, Kesselhäusern usw. bleibt nur die besonders hierfür bestimmte Not-Belegschaft.

Jeder Helfer, besonders jeder Führer der Arbeits- und Sanitätstrupps, soll so geschult und ausgerüstet sein, daß er bei allen vorkommenden Fällen weitgehend sich und anderen zu helfen weiß. Die Ausrüstung der Trupps wird bei Aufruf des Luftschutzes so beschaffen sein, daß diese den ihnen gestellten Aufgaben in jeder Weise, auch schweren Anforderungen, aus sich heraus gerecht werden können.

Die vom Reichsluftschutz vorgeschriebenen Kennzeichnungen der Arbeitstrupps (aktive Belegschaft) sind folgende:

- Feuerwehr — rote Armbinde,
- Sanitätsdienst — weiß mit rotem Kreuz,
- Entgiftungsdienst — gelbe Armbinde,
- Instandsetzungstrupps — braune Armbinde.

Truppführer erhalten am oberen und unteren Rand der grellfarbigen, zehn Zentimeter breiten Armbinde, die im übrigen ohne besondere Beschriftung

ist, einen einhalb Zentimeter breiten weißen Streifen, die der Sanitätstrupps einen roten Streifen.

Jachtrupps sind Trupps, bestehend aus einem Führer und drei bis vier Mann, nach Möglichkeit je ein Facharbeiter für Gas, Wasser, Elektrizität und Kanalisation.

Die Truppführer teilen, wenn irgend möglich, jedem Trupp einen besonnenen, ruhigen Kriegermann zu. Ruhe und Besonnenheit sind unerlässlich bei jedem Einatz, selbst bei den Vorbereitungen hierzu.

Jede Unbesonnenheit kann zu großen Schäden an Menschen und Volkvermögen führen. Wir haben (insbesondere die Helfer in den Trupps) nicht nur die Aufgabe, uns in Sicherheit zu bringen, sondern weit mehr die Pflicht, uns für die Erhaltung von Gesundheit und Leben unserer Volksgenossen und für die Erhaltung unseres Volkes restlos einzusetzen.

Einer für alle, alle für einen!

Und zum Schluß nochmal: „Warum Luftschutz?“

Hier die Antwort:

„Den zu Tausenden zählenden Militärflugzeugen der europäischen Staaten hat Deutschland nach dem Versailler Diktat an aktiver Abwehr nichts entgegenzustellen. Bis zum Pariser Luftabkommen im Jahre 1928 war uns auch jeder passive, zivile Luftschutz verweigert. Selbst das Ausland war über diese Bestimmung empört und nannte sie „eine zynische Grausamkeit“.

Der von Deutschland noch im Jahre 1932 gestellte Antrag auf der Abrüstungskonferenz, den Abwurf von Kampfmitteln aller Art von Luftfahrzeugen zu verbieten, wurde mit 14 gegen 5 Stimmen abgelehnt.

Wie das Ausland zum Teil denkt, zeigen folgende Zeilen:

Frankreich (Marshall Foch): „Die Zivilbevölkerung muß unmittelbar angegriffen werden, um den Widerstand des friedlichen Volkes in seiner Wurzel zu brechen.“

Rom, Internationale Tagung des Roten Kreuzes 1929: „Für militärische Handlungen sind heute nicht mehr allein militärische Gründe maßgebend. Ausschlaggebend für die Bestimmung eines Angriffszieles für Luftgeschwader ist vielmehr die soziale, wirtschaftliche und verwaltungstechnische Bedeutung dieses Zieles.“

Amerika: „Wenn einmal der Krieg ertört ist, so wird er natürlich sowohl gegen die Zivilbevölkerung als auch gegen die Berufs Soldaten geführt werden.“

England: „Luftangriffe, die wirkungsvoll sein sollen, müssen sich ausdrücklich gegen den Widerstandswillen der Zivilbevölkerung richten. Die von weiten Kreisen geteilte Auffassung, daß sich die öffentliche Meinung, das Weltbewußtsein, gegen die Führung von Luftangriffen wenden werde und daß neutrale Länder derartige Angriffe verhindern würden, ist kindlich.“

Noch immer gilt die Warnung der nichtständigen Kommission des Völkerbundes zur Beschränkung der Rüstungen aus dem Jahre 1924:

„Es ist eine Gefahr — eine wahre Todesgefahr —, in der sich eine Nation befindet, die, vertrauend auf internationale Abkommen und Verträge, sich in Sicherheit wiegen würde, um dann schutzlos angesichts dieser furchtbaren Waffe zu erwachen.“

„Das Volk muß erkennen, daß Luftschutz nicht mit irgendwelchen parteipolitischen Dingen zusammenhängt, sondern einfach zwingendes Gebot der Menschlichkeit und Selbsterhaltung ist.“

A. Hartdegen

Die Welt Silbererzeugung war in den letzten Jahren dauernd im Rückgang. Sie betrug 1929 noch 8 Millionen Kilogramm, ist aber heute auf etwas über 5 Millionen zurückgegangen, obgleich die meisten europäischen Staaten vermehrte Silberprägung vornehmen.



Alt-Hattingen-Emmer / ehem. Armenhaus
Zeichnung von Karl Neuhäus

Spare beim Verbrauch ausländischen Betriebsmaterials!

Schon die einfache Tatsache, daß jeder, der hausälterisch mit seinem Betriebsmaterial umgeht, dem Werk, auf dem er beschäftigt ist, und sich selbst nützt, macht den sparsamen und sorgfältigen Verbrauch des Materials zu einer sittlichen Pflicht. Wer immer sauber hausaltet mit dem, was er hat, der hat dann auch Mittel zu anderen wünschenswerten Dingen, die er bisher nicht hatte. Und wie beim einzelnen, so ist es bei jedem Unternehmen und darüber hinaus beim ganzen Volk und seinem Staat. Die Voraussetzung alles Wohstandes ist eben die Sparbarkeit. Sie ist Dienst am Volke, indem sie, richtig verstanden, als Quelle der Kraft volkswirtschaftlich von Bedeutung ist und die Innenwirtschaft des eigenen Volkes in vielseitiger Weise beleben kann.

Wenn das im allgemeinen so ist, von welcher wirtschaftlichen Bedeutung muß dann erst der sorgfältige und sparsame Umgang mit Material sein, das wir aus dem Ausland beziehen müssen, mit dem wir im Kampf um den Absatz unserer Ware stehen. Die Lage ist heute so, daß man unserer Ware im Auslande durch Zölle, Boykott, Hege und andere Schwierigkeiten die Märkte zu sperren versucht und uns dadurch die Möglichkeit nimmt, mit Hilfe eigener Ausfuhr genügend Geld, d. h. Devisen oder fremde Währung hereinzuholen, um unsere Einfuhr damit bezahlen zu können. Ein Volk, das dauernd mehr einführt als es ausführt, verarmt schließlich. Es sei denn, daß es im Ausland Erwerbsquellen hat, mit deren Ergebnis es eine passive Handelsbilanz auszugleichen in der Lage ist. Solche Quellen hatten wir früher vor dem Kriege zur Verfügung, heute nicht mehr. Wir sind daher gezwungen, unsere Einfuhr mit der Ausfuhr zu bezahlen und jene in demselben Maße einzuschränken oder gar völlig abzudrosseln, wie man uns diese unmöglich macht. Niemand darf dem deutschen Volk

ungestraft zumuten, daß wir irgendeinem Volk in der Welt Waren abnehmen, das ruhig zuseht, wie man unsere Waren von seinen Märkten vertreibt. Ein solches Volk muß am eigenen Leibe spüren, was es heißt, ein Volk von stehenden Millionen als Verbraucher missen zu müssen. Wer den deutschen Markt für seinen Absatz braucht — kein Volk kann ihn auf die Dauer entbehren —, der muß sich bemühen, daß er dem deutschen Ausfuhrhandel die Wege in seinem Lande zu ebnen hat. Die Erfahrung früherer Zeiten hat gelehrt, daß mit der Ausfuhr auch die Einfuhr wächst; daß eins das andere auslöst. In diesen Erfahrungssätzen ändert kein Boykott und keine Deutscherhege etwas. Wer dagegen jündigt, tut das zum eigenen Schaden.

In dem gegenwärtigen Kampf der deutschen Regierung um den Absatz unserer Ware im Ausland kann auch der Betriebsangehörige tätig mit eingreifen, indem er besonders sparsam mit allem Betriebsmaterial umgeht, das wir aus dem Ausland beziehen müssen, z. B. Holz für bestimmte Verbrauchsorten, Schmieröle und Maschinensätze, Gummi für Transportbänder, Schläuche, Dichtungsringe und anderes mehr. In diese Reihe gehören auch alle Materialien und Gegenstände, die aus ausländischem Rohstoff hergestellt werden, aber wenig deutschen Arbeitswert haben. Würden auf allen Betrieben die vorhandenen Sparmöglichkeiten ausgenutzt, gäbe das ein gewaltiges Sparergebnis an Devisen, für die wieder andere sehr notwendige Rohstoffe eingeführt werden könnten. Eine solche sparsame Verbrauchswirtschaft ausländischer Materialien hätte dann auch noch den Vorteil, daß sie dem gesamten deutschen Innenmarkt zugute käme, indem sie die Arbeitsmöglichkeiten mit ihrem Einfluß auf den Kreislauf des gesamten Wirtschaftslebens vermehrte.

Daß die Erkenntnis im Ausland, mit der Handelspolitik bisher auf falschem Wege zu sein, wieder langsam aufdämmert, dafür gibt es schon einige Beispiele. Der amerikanische Handelsminister Roper hat z. B. auf der Jahrestagung der amerikanischen Vereinigung für den Außenhandel gesagt, die Bundesregierung bemühe sich, dem amerikanischen Volke klarzumachen, daß es auf übermäßig hohe Zölle verzichten und dem Ausland Ware abtaufen müsse, wenn es wolle, daß die amerikanische Binnenwirtschaft sich wirklich erhole. Antarktis sei selbst in einem sich größtenteils selbst versorgenden Lande wie Amerika keineswegs ein erstrebenswertes Ziel. Es gebe eine lange Liste fremder Erzeugnisse, die Amerika brauche und auf jeden Fall kaufen müsse, da noch keine Ersatzstoffe für sie erfunden seien. Gütertausch mit allen Völkern sei daher unerlässlich, und zwar wenn nicht im Wege des Freihandels, so doch im Wege eines freieren Handels als dies gegenwärtig der Fall sei. Auch Staatssekretär Hull hat sich gegen Hochschutzzölle ausgesprochen und betont, daß die Politik der Regierung der Vereinigten Staaten darauf hinauslaufe,

den Abbau der Zolltarife durch den Abschluß von Gegenseitigkeitsverträgen mit anderen Staaten zu erreichen. Ähnliche Ansichten herrschten auch in Dänemark, dessen Handelsminister eine ausgedehntere Zusammenarbeit mit anderen Ländern erstrebt. Jede wirtschaftliche Isolierung müsse früher oder später zu einer Verarmung der Nation führen. In Ägypten hat die Vereinigung der Grundbesitzer in einer Eingabe an den Finanzminister gesteigerten Einkauf deutscher Waren verlangt, weil nur auf diesem Wege die Ausfuhr ägyptischer Baumwolle nach Deutschland gesichert werden könne.

Diese zwar noch wenigen, aber in ihrer Bedeutung bezeichnenden Stimmen jagen uns, daß wir auf dem rechten Wege sind mit unserer Sparpolitik im Verbrauch ausländischer Waren und Rohstoffe. Wir haben damit die Völker an ihrer einzigen verwundbaren Stelle, am Geldbeutel getroffen. Einmal ist es das Volk, das zur Besinnung aufruft, ein andermal sind es die Regierungen, die zum Rückzug blasen. Für uns heißt es jetzt: durchhalten, bis aus Worten Taten geworden sind.

Kriegserfahrungen der neuesten Zeit

Von Oberstleutnant a. D. Benary

Auf dem Kapitol, der uralten Burg der Stadt Rom, erhob sich einst der Tempel des Kriegsgottes. Seine Tore standen den Andächtigen offen, solange irgendwo an den Grenzen des weiten Römischen Reiches die Waffen lärmten. Die Ueberlieferung berichtet, daß sie nur zweimal während des jahrhundertelangen Bestehens des Heiligtums für wenige Tage geschlossen gewesen seien.

Nicht anders ist es heute! Auch heute schreitet der Kriegsgott — wenn wir auch in unserem durch den Weltkrieg erschöpften Europa so gut wie nichts davon merken — Tag für Tag waffenklirrend über den Erdball. Kein Völkerbund, kein Friedenspakt vermag ihm zu wehren. — In Ostasien sehen wir Japan am Werk, seinem Bevölkerungsüberschuß neue Siedlungs- und Absatzgebiete mit den Waffen zu sichern. Die Mandschurei, die Provinz Jehol sind ihm als reife Frucht in den Schoß gefallen. Nicht ganz so glatt sind die Ereignisse von Schanghai verlaufen. Die zum Teil europäisch geschulten südchinesischen Divisionen haben sich als zähere Gegner erwiesen als ihre nordchinesischen Kameraden, die mangelhaft ausgerüstet und ausgebildet und noch mangelhafter geführt, kaum nennenswerten Widerstand leisteten. Japan hat erhebliche Streitkräfte vor Schanghai einziehen müssen und ist doch nicht wesentlich über das Reichbild der Stadt hinausgekommen.

In Südamerika ging der Kampf zwischen Bolivien und Paraguay länger als ein Jahr. Er hatte überraschenderweise zunächst zu einem Erfolg des an Volkskraft und Heeresstärke unterlegenen Paraguay geführt, das freilich den Vorteil besserer Nachschubmöglichkeiten und besserer Gewöhnung an das mörderische Klima des tropischen Urwaldgebiets hatte. Dann begann sich die Waage dank der Ueberzahl an Menschen und Material zugunsten Boliviens zu senken. Aber in den letzten Monaten hat sich das Kriegsglück wieder Paraguay zugewandt. Man rechnet damit, daß der endgültige Ausgang des Streites zu seinen Gunsten sein wird.

In Nordafrika und Vorderasien flackert bald hier, bald da die Flamme des Aufruhrs gegen die europäischen Unterdrücker auf, wenn sie auch meist mit Hilfe der neuzeitlichen Kampf Waffen rasch unterdrückt wird.

Der Soldat verfolgt alle diese kriegerischen Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit. Sechzehn Jahre sind bereits seit dem Ende des Weltkrieges vergangen. Die Waffentechnik ist seitdem rastlos fortgeschritten. Hat die Kampftechnik mit ihr Schritt gehalten? Hat sie die Erfahrungen des Weltkrieges — natürlich unter anderen Umständen — ihr angepaßt?

Die Fliegerwaffe hat es leicht gehabt. Sie ist, wo sie eingesetzt wurde, auf keine nennenswerte Abwehr, weder in der Luft, noch von der Erde aus, gestoßen. Sie hat daher in der Aufklärung, wenn nicht wie im Gran Chaco der Urwald ihr den Einblick verwehrt, alles von ihr Verlangte geleistet. Sie hat durch Bombenabwurf und Maschinengewehrfeuer vor Schanghai und in der Mandschurei Furcht und Schrecken in die Reihen der Zivilbevölkerung und die rückwärtigen Heeresstaffeln getragen und den japanischen Vormarsch im Norden erfolgreich unterstützt. Da die Flugzeuge dank der fehlenden Erdabwehr tief herabsinken konnten, wurde ihnen das Zielen und Treffen nicht schwer. Auch brauchten sie nicht gerade 1000-Kilogramm-Bomben einzusetzen, um die leichtgebauten chinesischen Wohnstätten gleich Kartenhäusern zusammenzuwerfen. Sie begnügten sich im allgemeinen mit Bomben von fünf und zwanzig bis dreißig Kilogramm und verfielen selten zu 100-Kilogramm-Bomben.

Immerhin hat man im Kampfgebiet von Schanghai Bombentrichter von fünfzehn Meter Durchmesser und fünf Meter Tiefe gefunden. Ueber Abwurf von Brandbomben liegen keine Meldungen vor. Nicht ganz so glücklich haben die japanischen Infanteriefieger abgeschnitten. Die

chinesische Infanterie zeigte ein bemerkenswertes Geschick, sich und ihre Schützengräben dem Gelände anzupassen und zu tarnen. Die japanischen Infanteriefieger verstreuten ihre Bomben und ihr Maschinengewehrfeuer daher ziemlich wirkungslos im Gelände. Mehrere ihrer Flugzeuge, die allzu kühn in die Tiefe stießen, wurden durch Infanterie- bzw. Maschinengewehrfeuer abgeschossen.

In den Kolonialkämpfen der Engländer und Franzosen haben sich Flugzeuge sehr bewährt, haben bald durch Bombenabwurf aufständische Stämme zur Vernunft gebracht, bald Truppen- und Verwundetentransporte über weite Wüsten- und Gebirgsgebiete hinweg oder über See durchgeführt. So ist zum Beispiel zur Niederwerfung eines Aufstandes auf Cypern ein englisches Bataillon in Großflugzeugen (Fassungsvermögen bis dreißig Mann) binnen weniger Stunden auf dem Luftwege von Ägypten nach der Insel an der kleinasiatischen Küste befördert worden.

Die Motorfahrzeuge haben in den durch Eisenbahnen kaum erschlossenen Kampfgebieten in Nordchina und Südamerika eine große Rolle gespielt. Motorisierte Kolonnen trugen in Jehol die Hauptlast des Kampfes, überrannten in raschem Vorstoß die schwachen chinesischen Grenzschutztruppen und veralteten Stadtbefestigungen. Sie konnten sich beim Fehlen ihrer ärgsten Feinde, der Luftwaffe und der weittragenden Artillerie, für ihren Vormarsch die besten der vorhandenen, nach europäischen Begriffen freilich noch immer recht kümmerlichen Straßen aussuchen und sie im hellen Tageslicht ausnützen. Die Bolivianer, deren Eisenbahndepot fast achthundert Kilometer vom Kriegsschauplatz entfernt lagen, hätten die Versorgung ihrer jenseitigen Truppe überhaupt nicht ohne Lastkraftwagen bezugsnehmen können, und im Kampfgebiet des Atlas haben die gepanzerten Zwitterfahrzeuge (Wagen, die über Räder und Raupen verfügen) der Franzosen Vorzügliches geleistet.

Weniger Erfolg war den Kampfwagen (Panks) der Japaner und Bolivianer vor Schanghai und im Gran

Chaco beschieden. In der versumpften und von zahllosen Gräben durchschnittenen Ebene um die Chinesenstadt, in dem Dickicht des südamerikanischen Urwaldes waren die Kampfwagen auf die wenigen vorhandenen Straßen bzw. auf um ihre Wege geschlagene Schneisen angewiesen, die der Gegner rechtzeitig durch Minen oder Tantalabwehrgeschütze sperren konnte.

So gelang es einem chinesischen 3,7-Zentimeter-Tankabwehrgeschütz, auf tausend Meter zwei Kampfwagen zur Strecke zu bringen. Die japanischen Kampfwagen versuchten immer wieder, mit vorbildlichem Schneid die Sperre zu durchbrechen, sind auch im Häuserkampf der Infanterie ein guter Rückhalt gewesen. Im Gran Chaco hat bei einem Rückzug der Bolivianer ein Tank die Verfolgung der Paraguayer gleichsam als ein wandelndes Maschinengewehr eine ganze Weile an entscheidender Stelle aufgehalten.

Ueber Artillerieverwendung ist nichts Wesentliches an die Öffentlichkeit gedrungen. Die veralteten Küstenbefestigungen von Schanghai waren für die japanischen Schiffsgeschütze keine allzu schwierigen Ziele. Auf die Anwendung chemischer Kampfstoffe haben die kriegführenden Parteien verzichtet.

Ich glaube, daß weniger menschenfreundliche Gründe, Achtung vor der bisher nur auf dem Papier stehenden Verfemung des chemischen Krieges durch den Völkerbund mitsprachen, als die Tatsache, daß die chemische Waffe außerordentlich schwierig zu handhaben und ihr Erfolg bei nicht sachgemäßer Verwendung mehr als zweifelhaft ist.

Alle Erfahrungen gehen letzten Endes dahin, daß trotz der Fortschritte der Heerestechnik die Infanterie die Hauptwaffe ist und bleibt,

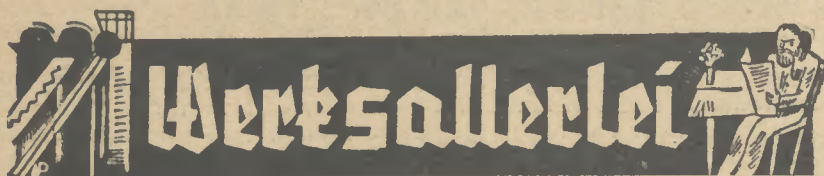


Der Graben in Hattingen
Photo: H. Liebetrau

natürlich nur eine Infanterie, die mit allen neuzeitlichen Kampfwaffen ausgerüstet und nach neuzeitlichen Kampfgrundsätzen ausgebildet ist. Die japanische Infanterie scheint dies nicht in erforderlicher Weise gewesen zu sein. Jedenfalls werfen ihr die Berichte neutraler Beobachter vor, daß sie wohl verführt durch das Fehlen der Luftstreitkräfte in zu dichten Reihen und ohne Rücksicht auf Deckung und Tarnung angriff und infolgedessen schwere, vermeidbare Verluste erlitt.

Als vorbildlich muß dagegen ihr Angriffsschwung bezeichnet werden. Auch dem Kampfwillen mancher chinesischer Verbände kann man die Achtung nicht versagen. Sie haben erreicht, daß trotz waffentechnischer Ueberlegenheit die Erfolge der Japaner in Südchina auf einen schmalen Küstenstreich beschränkt blieben.

Noch mehr zu denken muß der Verlauf der südamerikanischen Kämpfe geben. Ein kleiner Staat hat dort den ihm aufgezwungenen Kampf mit einem weit stärkeren Gegner aufgenommen und sich gegen erhebliche Uebermacht in Führung gebracht. Das soll uns ein Trost sein, daß der Kriegsgott nicht immer bei den stärksten Bataillonen, sondern bisweilen auch bei den stärksten Herzen ist.



Unsere Jubilare

Henrichshütte

Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:

Bürobeamter Gustav Gimann, Kostenabteilung, am 14. 1. 10; Stempler Fritz Floßbach, Hammerwerk, am 10. 1. 10; I. Schnitter Wilhelm Kirschbaum, Walzwerk II, am 12. 1. 10; Former Wilhelm Gerlich, Stahlformgießerei, am 15. 1. 10.

Den Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche!

Gußstahlwerk Witten

Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:

Hermann Horwahl, Martinwerk II; Nikolaus Grommes, Feinwalzwerk.

Den Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche!

Familiennachrichten

Henrichshütte

Geschließungen:

Bernhard Bröckelmann, Elektrowerkstatt, am 27. 11. 34; Walter Wolff, Mech. Werkstatt 2, am 1. 12. 34; Heinrich Degener, Mech. Werkstatt 3, am 1. 12. 34; Artur Lohberg, Mech. Werkstatt 2, am 15. 12. 34; Gustav Thierhoff, Mech. Werkstatt 1, am 8. 12. 34.

Geburten:

Ein Sohn:

Gustav Schmitz, Mech. Werkstatt 2, am 6. 12. 34 — Herbert; Max Klupsch, Stahlwerk, am 8. 12. 34 — Manfred; Helmut Sträter, Hammerwerk, am 12. 12. 34 — Friedhelm.

Eine Tochter:

Wilhelm Becker, Mech. Werkstatt 3, am 4. 12. 34 — Ubele Maria Christa; Wilhelm Bahrenholt, Allgem. Reparaturwerkstatt, am 5. 12. 34 — Edith; Walter Kahne, Gießerei, am 5. 12. 34 — Hannelore; Caspar Buchenau, Walzwerk 2, am 9. 12. 34 — Christel; Heinrich Gries, Mech. Werkstatt 3, am 15. 12. 34 — Marianne; Bruno Matthe, Gießerei, am 7. 12. 34 — Brunhilde; Johannes Jost, Gießerei, am 18. 12. 34 — Elisabeth.

Sterbefälle:

Karl Eggermann, Stahlformgießerei, am 17. 12. 34.

Stahlwerk Krieger

Geschließungen:

Heinrich Giesen, Stahlwerk, am 30. 11. 34; Paul Schmidtborn, Bearbeitungs-werkstatt, am 1. 12. 34.

Geburten:

Ein Sohn:

Heinrich Feuster, Bearbeitungs-werkstatt, am 9. 12. 34 — Adam.

Eine Tochter:

Johann Born, Stahlwerk, am 2. 12. 34 — Erfa Anna; Ernst Schulz, Bearbeitungs-werkstatt, am 4. 12. 34 — Inge Elisabeth.

Nachruf

An den Folgen eines Unglücksfalles verschied am Montag, dem 17. Dezember, der Vorarbeiter unserer Stahlformgießerei

Herr Karl Eggermann

im Alter von neununddreißig Jahren.

Der Entschlafene wurde aus vollem Schaffen herausgerissen. Wir verlieren in dem Verstorbenen einen fleißigen, tüchtigen und gewissenhaften Mitarbeiter, der sich durch seine ausgezeichneten Charaktereigenschaften die Achtung seiner Mitarbeiter und die volle Anerkennung seiner Vorgesetzten erworben hat.

Wir werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Hattingen, den 18. Dezember 1934

Der Führer und die Gefolgschaft der
Ruhrstahl Aktiengesellschaft Henrichshütte

Eine Waschmaschine (Schaufelmaschine) zu verkaufen. Zu erfragen: Hattingen-Ruhr, Feldstraße 4.

Eine Wäschemangel zu verkaufen. Preis 5,— RM. Zu erfragen: Hattingen-Ruhr, Welperstraße 41, Parterre

Gebrauchte, tadellos erhaltene gußeiserne Badewanne, 1,60 Meter lang, 600 Millimeter lichte Weite, preiswert abzugeben. Welper-Hüttenau, Spielplatz 1.

Werks-angehörige können in dieser Zeitung kleine Anzeigen kostenlos aufgeben.

Einen neuen Hül brauchen Sie nicht, wenn Sie Ihren alten Herren- oder Damenhut bei mir aufarbeiten, umpressen, reinigen und färben lassen. **Hulfabrik Müller** Bochum, Viktorstr. 5 Billige Preise — Facharbeit auch der aller kleinste Kauf lohnt für der Maschinen Lauf

Inseriert, es bringt Gewinn

Denken Sie bei der Anschaffung eines Anzuges oder Mantels, daß Sie bei mir die schönsten Modelle, die niedrigsten Preise und die besten Qualitäten finden.

Demmler, Hattingen-Ruhr Gr. We' lstraße 10 12

Geschenke

die Freude bereiten, finden Sie in großer Auswahl bei

Niermann
HATTINGEN/RUHR

ZEISS
Junkelgläser

Brillenlieferant der Hüttenkasse

OPTIKER Niermann
HATTINGEN/RUHR

Für die Festtage!

Weizenauszugmehl, lose Pfund 0,22 RM.
Weizenauszugmehl, Wehag-Gold 5-Pfund-Beutel 1,15 RM.
Weizenauszugmehl, Wehag-Gold 2-Pfund-Beutel 0,48 RM.
Weizenvollmehl, lose Pfund 0,20 RM.
Weizenvollmehl, Wehag-Silber 5-Pfund-Beutel 1,05 RM.
Weizenvollmehl, Wehag-Silber 2-Pfund-Beutel 0,44 RM.

Junge Hafermastgänse, allerbeste Qualität Pfund 1,05 RM.
Landgänse Pfund 0,95 RM.
Ia Milchmastenten, allerbeste Qualität Pfund 1,10 RM.
Junge Enten Pfund 0,95 RM.
Ia Puter Pfund 0,84 RM.

Unsere Weine vom Faß:
Feinster deutscher Wermut Liter 0,74 RM.
Original Insel Samos Liter 1,10 RM.
Malaga, Original Liter 1,10 RM.
Tarragona, Original Liter 1,00 RM.

Spirituosen:
Kornbranntwein, weiß 32% 1/1 Liter 2,30 RM.
Münsterländer, gelb 32% 1/1 Liter 2,30 RM.
Alter Lohmänner 32% 1/1 Liter 2,60 RM.
Alter Lohmänner 32% 1/2 Liter 1,40 RM.
Reiner deutscher Weinbrand 3/4 Flasche 2,95 RM.
Reiner deutscher Weinbrand 3/8 Flasche 1,60 RM.
Deutscher Weinbrand-Verschnitt 3/4 Flasche 2,50 RM.
Deutscher Weinbrand-Verschnitt 3/8 Flasche 1,35 RM.
Jamaica-Rum-Verschnitt 3/4 Flasche 2,95 RM.
Jamaica-Rum-Verschnitt 3/8 Flasche 1,60 RM. (einschl. Glas)

Liköre:
Kirsch mit Rum 1/80 3,45 RM.
Goldwasser 1/80 3,45 RM.
Bergamotte 1/80 3,45 RM.
Vanille 1/80 3,45 RM.
Klosterlikör 1/80 3,45 RM.
Anisette 1/80 3,45 RM. einschl. Glas

Leitke free in bekannt guter Qualität 1/4 Pfund 0,50 RM.
bessere Sorten 1/4 Pfund 0,68, 0,63 RM.

Zum Backen:
Weizenmehl, lose Pfund 0,18 RM.
Rosinen Pfund 0,56, 0,44, 0,36 RM.
Mandeln 1/4 Pfund 0,35, 0,24 RM.
Zitronat 1/4 Pfund 0,28 RM.
Korinthen Pfund 0,48 RM.
Backpulver, Backöle und Essenzen: Oetker und Reese

Suppen- u. Masthühner, feinste Qualität Pfund 0,90, 0,80 RM.
Frischgeschossene Hasen, je nach Schwere Pfund 0,60, 0,54 RM.
Rheinaal, je nach Schwere Pfund 2,30, 2,20 RM.
Knochenschinken, Ia Qualität Pfund 1,60 RM.

Prosit Neujahr!

Flaschenweine:
Gaubickelheimer Flasche 0,82 RM.
Leiwener Klostergarten Flasche 0,92 RM.
Oppenheimer Riesling Flasche 1,10 RM.
Ingelheimer Rotwein Flasche 1,10 RM.
Dürkheimer Flasche 1,10 RM. (einschl. Glas)

30% Rabatt (Frischfleisch, Zucker und Rauchwaren ausgenommen)

WEHAG

Westdeutsche Haushaltversorgung A.-G.